

Dora Müller

Oder: Wir sind Papst

von Joachim Zelter

Zum Ende der Mittagspause teilte die Kassiererin Dora Müller den Kollegen mit, dass sie gerne noch etwas sagen würde. Etwas, das für sie von großer Wichtigkeit sei. Sie saßen alle zusammen an einem Tisch im Container, der in der Lagerhalle aufgestellt war und der den Mitarbeitern als eine Art Aufenthaltsraum diene. Obschon es eigentlich nicht üblich war, dass irgendjemand an diesem Tisch irgendetwas sagte – doch sie fing an zu sprechen: Sie sei noch einmal in sich gegangen, habe die vielen Jahre ihres Arbeitslebens im Geiste durchlebt. All die Veränderungen und Neuerungen. Die neue Kasse. Die Kameras. Die immer länger werdenden Schlangen, die sich vor ihrer Kasse bildeten. Die Unruhe der Kunden und die der Kollegen ... Und sie sei zu

der Einsicht gelangt, dass ihre Kräfte nicht mehr geeignet seien, ihren Dienst an der neuen Kasse weiterhin überzeugend auszuüben. So vieles habe sich in den letzten Jahren verändert. Es falle ihr immer schwerer, all das zu behalten und zu verstehen, stundenlang aufrecht zu sitzen und den Kunden – zu jeder Tages- und Nachtzeit – einen schönen Tag oder Abend zu wünschen. Sie wolle das nun offen aussprechen, was ja schon von Weitem, wenn man sich ihrer Kasse nur näherte, zu sehen war: Dass sie am Ende ihrer Kraft und ihrer Möglichkeiten sei. Sie werde ab jetzt kürzer treten, nicht mehr länger als Kassiererin arbeiten. Und besser zu Hause bleiben. Sie habe das nun eingesehen und so entschieden. Und sie entschuldigte sich für ihre Versäumnisse und Fehler. Und dankte den Kollegen für das Vertrauen und die jahrelange Zusammenarbeit.

Sie sprach in mehreren Anläufen, während die anderen sich bereits erhoben, um wieder an die Arbeit zu gehen. Was denn nun sei? So schaute man sie an. Doch sie blieb sitzen. Am Ende saß sie allein, als wäre gar nichts

gesagt worden. Einige wenige Male hörte sie über Lautsprecher noch ihren Namen gerufen: *Frau Müller. Bitte an die Kasse. Frau Müller!* Mit einem drängenden Unterton. *Frau Müller!* Dann hörte sie nichts mehr. Sie stand auf, packte ihre Sachen und ging nach Hause.

Später dachte sie, dass sie ihren Rückzug vielleicht feierlicher hätte verkünden sollen, in der Art des Papstes, der ja im selben Jahr *seinen* Rücktritt erklärt hatte – und der sie zu ihrem eigenen Rücktritt maßgeblich inspiriert hatte. Sie hatte seinen Rücktritt – wieder und immer wieder – in einer Zeitschrift nachgelesen und sich einzelne Wörter aufgeschrieben. *Das Schiffllein Petri zu steuern.* Das gefiel ihr. Denn wie ein kleines Schiffllein fühlte sie sich ebenfalls. Ein Schiffllein in einem Meer von Kassen und Kunden. Der Papst hatte ihr aus dem Herzen gesprochen. Dass er nun nicht mehr länger Papst sei, sondern nur noch ein einfacher Pilger, auf der letzten Etappe seiner Reise. Auf der letzten Etappe seiner Reise. Genauso bewegend hatte sie all das erklären wollen.

Und sie griff zum Telefonhörer und telefonierte, um ihren Entschluss noch einmal deutlich auszusprechen. Dass sie nicht mehr zur Arbeit gegangen sei, erklärte sie einer Nachbarin.

Aber warum nicht?

Weil sie nicht mehr länger Kassiererin sei. So Dora Müller, zu ihrer Nachbarin und zu anderen Menschen. Weil sie einfach zu Hause geblieben war. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten. Und sie sprach den Satz, den sie schon gestern, wenigstens in Teilen, in der Firma gesprochen hatte: *Im Bewusstsein des Ernstes dieses Aktes erkläre ich daher mit voller Freiheit ...* Das Wort Freiheit war ihr wichtig. So wie der Papst es gesagt hatte. Und Dora Müller telefonierte mit Verwandten und Bekannten und erzählte ihnen, dass sie mit Wirkung des gestrigen Tages in den Ruhestand gegangen sei, sich von ihren Kolleginnen verabschiedet habe, mit eigenen Worten, aber auch mit Worten, mit denen sich Benedikt XVI. von der Welt verabschiedet hatte. Sie hatte seine Worte immer wieder laut gesprochen. Und es schien ihr

so, als wäre man ob dieser Mitteilung beeindruckt. Sie erinnerte sich noch genau an die Stimme im Radio: Mit großer Weisheit und aus tiefstem mystischen Empfinden habe der Papst entschieden. Und sie bewegte sich durch die Wohnung, so, als hätte auch sie sich ganz und gar richtig entschieden.

Am nächsten Tag telefonierte sie mit den Ämtern: mit der Bundesversicherungsanstalt, mit dem Job Center und anderen Stellen. Sie wirkte ausgelassen. Es gehe ihr, sagte sie, erst einmal *nur* um den bloßen Umstand ihres Rücktritts. Um dessen Bedeutsamkeit – für sie selbst und die anderen Mitarbeiter. Sowie um die Schönheit der Sprache, mit der man einen solchen Schritt aussprechen kann. Der Papst sei ihr hierbei ein Beispiel gewesen. Und es gehe ihr, nicht zuletzt, um die anteilnehmenden Wörter, mit denen *andere* auf eine solche Mitteilung reagieren können: *Tief bewegt. Mit großer Betroffenheit. Und großem Respekt.* Sie las diese Wörter aus herbeigeholten Zeitschriften vor. Es ging ihr

um die Achtsamkeit der Worte. Wie ein Mensch in einem so besonderen Moment mit Worten geachtet werde. Wie er nicht nur darin bewahrt wird, was er ist, sondern auch in dem, was er nicht ist oder nicht mehr sein kann oder sein will. Darum gehe es ihr.

Sie sprach mit einem Gefühl der Erleichterung, während sie immer wieder durchgestellt oder weiterverbunden wurde. Wenn man es erst einmal ausgesprochen hat ... So dachte sie. Wenn man erst einmal ausgesprochen hat, was über alle Maßen wichtig ist, und man dabei noch die richtigen Worte findet – dann ist das schon ein Anfang ... So dachte sie. Während sie immer noch weiterverbunden und durchgestellt wurde. Name? Geburtsdatum? Versicherungsnummer? Beitragswerte? Beitragszeiten? Freiwillige Beitragszeiten und Pflichtbeitragszeiten? Das fragte man sie. Und man teilte ihr mit, dass ihr Versicherungsverlauf lückenhaft sei. Dass sie gar nicht berechtigt sei, einen solchen Antrag überhaupt zu stellen. Jedenfalls nicht jetzt und nicht hier. Dass im Übrigen die Bundesversicherungsanstalt für sie nicht

zuständig sei. Dass sie sich erst einmal bei ihrem Job Center melden solle. Um dann gegebenenfalls amtsärztliche Gutachten einzuholen. Über mögliche Erkrankungen. Und sonstige Gründe für eine Berufsunfähigkeit. Oder vorübergehende Arbeitsunfähigkeit. Und man stelle sie durch und man stelle sie weiter oder stelle sie zur Rede: Wie sie sich das vorstelle? Ihrem Arbeitsplatz fernzubleiben. Ohne eine Benachrichtigung. Oder Begründung ...

Und zwischen all den Tonzichen und Verbindungen erwiderte sie: Dass sie lange über ihre Entscheidung nachgedacht habe. Dass sie ausführlich darüber während der Mittagspause in der Firma gesprochen habe. Dass das nicht irgendwelche Worte gewesen waren, die sie gesprochen hatte, sondern lange durchdachte Wörter. Sie schob die Wörter auf Zetteln hin und her. Und zitierte. Und legte großen Wert darauf, dass es bei ihrem Abschied an Worten nie gefehlt habe. Doch man hörte nicht. Die Leitung war nun stumm. Und später waren alle Leitungen belegt.

Dann füllte sich ihr Briefkasten mit Briefen. *Zu unserem Befremden ... Zu unserem Bedauern ... Wenn Sie bitte zur Kenntnis nehmen würden ...* Und die Frage des Job Centers. Was sie sich dabei gedacht habe? Sieben Euro und einen Cent. So viel hatte sie verdient. Das sei über Tarif. Das einfach preiszugeben. Sieben Euro und einen Cent. Jetzt seien es nur noch null Euro und null Cent. Und man zeigte ihr all die Zahlen. Fast nur noch Nullen. Wo sie auch hinschaute. Nullen. Und man hörte ihr kaum zu. Auch nicht, als sie versichern wollte, dass sie der Firma nach ihrem Fortgehen – im Gebet – doch zur Seite stehen werde. Im Gebet zur Seite stehen. Man quittierte das mit Kopfschütteln. Der Papst war nun weit weg. Als hätte es einen Papst nie gegeben – jedenfalls nicht auf den Korridoren des Job Centers. Und man ließ sie einfach sitzen.

Nicht einmal auf den Titelbildern einiger herumliegender Illustrierter war ein Papst zu sehen. Und auch kein Bischof oder Pfarrer. Und auch keine Kerze. Und man

fragte sie: Ob sie darüber schon einmal nachgedacht habe? Was sie da angerichtet habe.

Einmal telefonierte sie noch mit einem Geistlichen. Sie las ihm die Worte ihres Rücktritts vor, die ja gar nicht ihre eigenen Worte gewesen waren, sondern diejenigen des ehemaligen Papstes. Doch er hörte das nicht. Er merkte es nicht einmal. Und als er doch anfang, zu hören, da sagte er: Er sei dafür nicht zuständig. Sie könne auch in kein Kloster. Und ihr Leben sei auch keine Pilgerreise. Und der Papst – er sei etwas ganz anderes. Er sei der Stellvertreter Gottes. Und das war Dora Müller nicht. Keine Stellvertreterin Gottes. Und auch keine sonstige Stellvertreterin. Sie war eigentlich gar nichts. Und sie ging in einen Park, setzte sich auf eine Bank und fütterte Enten.

Veröffentlicht in: Kunst+Kultur. Kulturpolitische Zeitschrift. Nr.3, 2014.
--